

## Buchbesprechung

RÖDEL, Dirk-Boris,  
*Alles über japanische Tätowierungen. Die  
 japanische Tätowierkunst der Edo-Zeit und  
 ihre Entwicklung bis zur Gegenwart.*

Uhlstädt-Kirchhasel: Arun  
 2004,  
 165 Seiten, 14,95 Euro

Schon kurz nach der Gründung der OAG Tokyo hatte der Arzt Erwin Bälz Vorträge über die Tätowierung japanischer Art gehalten. Seine diesbezüglichen aus Anschauung erworbenen Kenntnisse (z. B. dank ganzkörper tätowierter Patienten) wurden in den Mitteilungen veröffentlicht<sup>1</sup>, womit er in der deutschen „Japanologie“ der erste gewesen sein dürfte, der ausführlich über dieses Thema berichtet hat. Dafür wird er in dem vorliegenden Buch (S. 78) nur aus zweiter Hand mit seiner erstaunlichen Schätzung, es habe seiner Zeit in Tokyo ca. 30.000 Tätowierte gegeben, gewürdigt. Dies ist bei der sonstigen historischen Gründlichkeit und Akribie, mit der Dirk-Boris Rödel die Entwicklung bis zu dieser veritablen Hautbildmode und deren weiteren Verlauf nachzeichnet, verwunderlich, zumal das Buch auf einer 1999 im deutschen Sprachraum (Tübingen) eingereichten Magisterarbeit beruht. Um es aber vorwegzunehmen: Sonst ist der etwas pompös anmutende Titel „Alles ...“ durchwegs gerechtfertigt, denn unser Autor hat zumindest alles Wissenswerte und Wichtige über japanische Tattoos zusammengetragen, abgewogen, das für essentiell Befundene ausgesprochen konsumentenfreundlich, auch optisch facettenreich und bunt verpackt und aufgearbeitet. Das Buch darf zum Thema japanische Tätowierkunst folglich als standardsetzend und fortan als verbindliches Standardwerk (in deutscher Zunge) gelten.

Auf der Ebene von Diplom- und Magisterarbeiten wird oft wertvolle wissenschaftshandwerkliche Kleinarbeit geleistet, die dann in Uni-Archiven verschwindet. Es ist ein Glücksfall, daß dies hier nicht geschehen ist, ein

<sup>1</sup> Bälz, Erwin: „Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Zweiter Teil (1)“, *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio* Band IV (Heft Nr. 31-40 incl.) 1884-1888, 32. Heft, S. 35-104

Umstand, der sich vielleicht dem heutigen Beruf des Autors verdankt, nämlich Herausgeber des „Tätowiermagazin(s)“ zu sein: Die Faszination und der Enthusiasmus, die Hautstichkunst betreffend, sind also geblieben und auch an jeder Seite des zu besprechenden Buchkleinods abzulesen. Nachrichtenmagazinstil prägt auch die Aufmachung und das Layout des Bandes – sehr zu seinem Vorteil. Auf DIN A-4-Format findet sich ein eng gehaltener, angenehm zu lesender einspaltiger Text, der durch zahlreiche Fotos, farblich dunkel unterlegte Info-Fenster, eine chronologische Erläuterungskala, viele ganzseitige Abbildungen und Illustrationen unterschiedlicher Größe aufgelockert ist. Die abgesetzte Bündelung von terminologischen oder thematischen Exkursen und die vielen teilweise ausführlichen Endnoten (S. 139-161!) machen ein Quer- und Hin- und Herlesen erforderlich, das zuweilen den Lesefluß eindämmt, zugleich aber selektive oder konzentrierte Informationsaufnahme ermöglicht.

Das Buch gliedert sich in vier Großkapitel, von denen Kap. 3 „Die Tätowierkunst in der Edo-Zeit“ (S. 24-76) untertitelgerecht textlich am umfangreichsten ist. Es wird flankiert von Kap. 1 „Einleitung“, Kap. 2 „Frühe Formen des Tätowierens“ und Kap. 4 „Die Tätowierkunst nach der Edo-Zeit“, in dem von S. 93-137 Künstlerporträts präsentiert werden, die nicht in der Magisterarbeit zu finden sind. Sie sind als Kundenservice zu verstehen für alle, die japanisch inspirierte Hautverzierung erwerbten wollen, aber es nicht bis nach Japan schaffen: Es handelt sich um namhafte Tätowierer vornehmlich im deutschen Sprachraum, die z. T. in Japan den dortigen traditionellen Hautstich eingehend und eigenhändig studiert haben. Sie werden auf einer Seite mit ihren biographischen Japanbezügen und wohl im persönlichen Gespräch gewonnenen Statements vorgestellt. Anschließend folgen katalogartig Beispiele ihrer Arbeit in Form mehrerer Farbfotos, anhand derer man/frau sich wahrlich ein Bild von ihrem subkutanen Kunstschaffen machen kann.

Rödel eröffnet seine Darstellung mit einer naturgemäß kurzen Bestandsaufnahme bisheriger Forschung und stellt seinen Fokus vorerst aus universalgeschichtlicher Perspektive zunehmend auf Japan ein. Er bietet jedoch auch später immer wieder interessante Ausblicke auf andere Kulturen. Das vorliegende historische Material wird von ihm eingehend auf Plausibilität gesichtet und gefiltert, und seine Argumentation bei diesem Prozeß ist stets stringent und überzeugend. So dürften eingeritzte Muster auf Keramikfiguren der mittleren Jōmon-Zeit (ab 3.000 v. Chr.) auf Tätowierungen verweisen. Aus der Yayoi-Zeit (250 v. Chr. bis 300 n. Chr.) gibt es die ersten schriftlichen Quellen, z. B. die chinesische Geschichtskompilation *Wei chih* aus dem 3. Jh. n. Chr., in der der Tätowierbrauch dokumentarisch belegt ist. Großflächig und rot bemalte *haniwa*-Figuren aus der nach den monumentalen Hügelgräbern benannten Kofun-Periode (300 n. Chr. bis 710) deuten hingegen kaum mehr auf ornamentale Tätowierungen hin. Wie aus dem *Nihon shoki* (kompiliert um 720 n. Chr.) zu entnehmen ist, ist mittlerweile die Straftätowierung nach

chinesischem Vorbild eingeführt worden, was dem Image der Hautdekoration nicht förderlich war und dieses fortan negativ gefärbt hat (eine erneute Erwähnung der punitiven Hautpunktierung findet sich im *jōei*-Kodex 1232).

Die gediegene japanologische Ausbildung des Verfassers macht sich in präzisen sozialhistorischen Beschreibungen geltend, so z. B. in der Schilderung der Rahmenbedingungen für das geradezu epidemieartige Aufkommen der Hautverzierung in der Edo-Zeit (1603-1868). Bis dorthin gibt es durch die Zeitläufte immer wieder Hinweise auf vereinzelte Hautbilder zumeist religiösen Inhaltes, die aber ohne Breitenwirkung blieben. Die Lebenswelt der Edo-Zeit war – nach unserer Begrifflichkeit – definiert durch ein rigides Ständesystem (Samurai, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Paria), eine repressive Militär(adel-)diktatur, engmaschige, spitzelhafte Sozialkontrolle durch Klan, Ingroup und Nachbarschaftsgruppe. Ein Roman, die Holzschnittkunst, florierende Stadtbürger- und Populärkultur und eine nach kompensatorisch-ungefährlichem Ausdruck suchende Aufmüpfigkeit lösten gleichwohl und da mittendrin einen ungeahnten Hautbildboom aus.

Die Straftätowierung wurde unter Regentschaft von Yoshimune (1716-1745) wieder institutionalisiert. Unter der (heute noch geläufigsten und wortgetreuen) Bezeichnung für Tusche unter der Haut, nämlich *irezumi*, wurden bei Bagatelverbrechen (z. B. Betrug, Diebstahl) regional verschiedene und oft Verbannung nach sich ziehende „Strich-Codes“ eingestochen, die deren Träger zu Outsidern und Outlaws stempelten. Daneben wurden in Freudenvierteln auf Arme Liebesschwüre eingeritzt (*kishōbori*) oder deren simple schönheitspunktartige Variante (*irebokuro*) auf Handrücken. Auf Männlichkeit (*otokodate*), Arroganz und raffinierte Eleganz (*iki*) setzende Recken und Radaumacher trugen die ersten unzusammenhängenden Einzelbilder zum Protzen, Paradiere und Bangemachen auf der Epidermis (*datebori* = von Rödel trefflich mit „Geckentätowierung“ wiedergegeben). Alle diese kleinflächigen Körperverzierungen konnten ebenso noch von Amateuren appliziert werden – und wurden es auch.

Minutiös beschreibt Rödel im Weiteren, wie der unerwartete Zündfunke der Tätowiermanie seinen Weg nach und seine flächenbrandartige Ausbreitung in Japan gefunden hat: durch den Roman *Suikoden* (chin. *shui hu chuan*, dt. „Die Rebellen vom Liang-shan-Moor“). 1727 erschienen erstmals zehn Kapitel in Übersetzung, innerhalb weniger Jahrzehnte waren die Heroengeschichten ein Bestseller, der in immer neuen Varianten und indigenisierten Versionen an Verbreitung gewann. Die *chōnin* (Stadtbürger) als Träger und Konsumenten einer eigenen Populärkultur hatten daran maßgeblichen Anteil: da *Suikoden* zirkulierte nicht in einem Vakuum, sondern unter einem lektürebegeisterten und -kundigen, kultivierten urbanen Publikum, das illustrierte Lesebücher und -hefte genoß, Kabuki-Theater liebte und um deren Stars einen Kult inszenierte: das Konterfei berühmter Schauspieler kursierte als *ukiyo'e* (Farbholzschnitt). Und

hier ist ein wichtiger Nexus zum Tätowiertrend gegeben. Vier Briganten des *Suikoden* werden als hautdekoriert beschrieben: Die Druckversionen wurden aufwendig mit *ukiyo'e* illustriert. Hokusai und seine Schüler lieferten Holzschnitte der *Suikoden*-Helden, wobei sie sich noch an die im Original erwähnten Motive hielten (Drachen, Päonien, Kirschblüten, Kiefernzweige). Utagawa Kuniyoshi, der selbst auf dem Rücken eine Tätowierung gehabt haben soll, war es dann, der dank eines Auftrags des Verlegers Kagaya ab 1827 eine Serie von Rebellenbildern lieferte, in der er seiner Fantasie freien Lauf ließ: Zwölf weiteren Haudegen verpaßte er Hautbilder, die in Motivik, Farbgebung, Grundierung und Körperdeckung neue Dimensionen eröffneten. Die Serie wurde ein Hit und mußte mehrfach nachgedruckt werden. Kuniyoshi und Nachfolger entwarfen auch Tätowiervorlagen. Rüdell zeigt minutiös auf, wie sich die Tattoo-Gestalten in Haut- und Holzstich in Wechselwirkung beeinflussten, bis sich die „typisch japanische“ symmetrische Form eines großflächigen Hautbildnisses herausgebildet und konsolidiert hat.

Druckstockschnitzer „gravierten“ (jap. *horu*) zunächst im Nebenerwerb auch Häute, bald kam es zur Professionalisierung der Hautstichgewerbler, welche die bis heutige gängige Berufsbezeichnung *horishi* erhielten. Schon in der Tempō Ära (1830-1844) gab es so genannte *bunshinkai*, Versammlungen von wetteifernden Tattoo-Fans – heute würde das als „Tattoo-convention“ bezeichnet werden. Der Terminus *horimono* für Tätowierung wurde erstmals 1811 in einem erneuten Hautdekorverbot verwendet, das wirkungslos blieb, wie Dutzende davor und danach. Die notorischen Prohibitionen können geradezu als ein umgekehrter Beliebtheitsnachweis gelesen werden. Aufwendig dekorierte Feuerwehrjacken dürften auch als Inspirationsquelle für Tätowiermuster gedient haben. Es hieß, daß 90% der Feuerwehrleute hautverziert waren. Auch Sänfenträger, Pferdeknechte, Nachrichtenboten, Zimmerleute, Bauarbeiter, Tagelöhner, Glücksspieler und Halb- und Unterwelt ließen sich aufwendigen Hautschmuck verpassen. Die Identifikation mit den *Suikoden*-Helden und die subversiven Botschaften von Auflehnung und ausgleichender Gerechtigkeit waren sicher wichtige Beweggründe, sich eine Hautverziererung punzieren zu lassen. Rüdell schildert eingehend die Tätowierer-Klientel und deren Motivation, die sozialen und (sub)kulturellen Funktionen der Tätowierung japanischer Art sowie deren handwerkliche Seite. Er macht deutlich, wie die frühe Verbindung zur Holzschnittkunst der japanischen Tätowierung ein hohes künstlerisches Gepräge mitgab. Unter den Abbildungen finden sich viele Holzschnitte und zeitgenössische Fotografien, womit das Buch auch als historische Dokumentation unüberschbaren Wert erhält.

Es folgen grobstrichigere Darstellungen der Trends nach der Meiji-Restauration. Der als „Barbarenbrauch“ 1872 erneut verbotene Hautschnitt erregte ironischerweise Aufsehen unter den z. T. hochadeligen Ausländern, die sich von lizenzierten Tätowierern stechen ließen. 1948 wurde das Tätowierverbot

aufgehoben und Rüdell demonstriert eindrücklich, daß trotz Kassandraruhen die japanische Hautstichkunst lebt und blüht und sich dank Tattooboom und internationalem Austausch dynamisch und vielschichtig weiterentwickelt. Seine Publikation ist für Liebhaber und Laien, Ethnologen und Kulturwissenschaftler oder schlicht Kunstbegeisterte gleichermaßen von Interesse und gehört natürlich in jede Bibliothek, die bezüglich Japonica etwas auf sich hält. Das einzige Manko ist das Fehlen jeglicher Indizes, weder Namens- noch Sachregister oder Bildernachweise erleichtern den gezielten Zugriff auf Schlüsselinformationen. Die Übersichtlichkeit der grafischen Gestaltung mag zum Verzicht darauf verleitet haben und darf als Legitimation gelten gelassen werden. Trotz der ziemlichen Zeitdifferenz zwischen Abschluß des akademischen Werkes und der Buchpublikation gibt es keine Hinweise mehr auf nach 1998 erschienene Literatur und für die Internet-Generation auch keine Tips was gute Websites betrifft, z. B. die des Verlages Keibunsha, in dem laufend neue Tattoo-Fotobände erscheinen (und auch der Klassiker *Bunshin hyakushi* von Haruo Tamabayashi, nicht Seirō, wie Rüdell liest, neu aufgelegt wurde). Nun: *Nobody is perfect* und sonst ist ja titelgemäß „alles“ da ... . Insgesamt ist das Buch eine Lese- und Augengourmandise, die sicher in der Lage ist, auch Tattoo-Uneingeweihte auf den Geschmack zu bringen oder ihnen wenigstens einen nachhaltigen Eindruck von dem von einer exquisiten Ästhetik getragenen Bouquet dieser schönen Kunst zu vermitteln. Tätowier- und Japanfans werden sowieso nicht umhin können, es sich umgehend einzuverleiben (wollen). Daß „die Japaner .. die Tätowierung zu hoher künstlerischer Vollkommenheit ausgebildet ha[ben]“ (Bälz 1884-88:41), dafür legt das besprochene Buch ein prächtiges und immer noch gültiges Zeugnis ab.

Wolfgang Herbert